

Das Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim

Vor rund 150 Jahren begannen sich auch im deutschen Südwesten, im Königreich Württemberg und im Großherzogtum Baden, die ersten deutlichen Anzeichen jener großen wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umwälzung bemerkbar zu machen, die die Historiker später gemeinhin als «industrielle Revolution» bezeichnen sollten. Weniger ein Umsturz freilich, denn ein über Jahrzehnte sich hinziehender, teils allmählicher, teils beschleunigter, manchmal aber auch gebremster, ja unterbrochener Prozeß, dessen Ergebnis aber, nämlich die auf lange Sicht radikale Veränderung der ökonomischen und sozialen Basis der deutschen Gemeinwesen, den an Blut und Aufruhr gemahnenden Begriff «Revolution» doch rechtfertigt: Um 1870/80 war die Welt eine ganz andere als noch im biedermeierlichen Vormärz. Das Bürgertum und die von ihm favorisierte Wirtschaftsform der kapitalistischen Industrieproduktion hatte sich auf breiter Front durchgesetzt. Politisch allerdings stand die aufsteigende Klasse noch im Schatten der monarchischen Verfassung des Deutschen Reiches. Erst 1918 gelang dem Bürgertum auch hier der Durchbruch, es mußte die

Macht dann aber bereits mit dem Proletariat und dessen politischen Organisationen teilen.

Der Südwesten gehörte zweifelsohne nicht zu den Zentren der deutschen Frühindustrialisierung. Württemberg und Baden konnten keinesfalls mit dem reichen, ungleich produktiveren Rheinpreußen konkurrieren. Nicht wenige südwestdeutsche Zeitgenossen sahen denn auch in der Ansiedlung von Fabriken und dem damit unvermeidlichen Entstehen einer neuen, bindingslosen und unruhigen Klasse, den ersten Fabrikarbeitern, nicht nur eine Gefahr für das bestehende gesellschaftliche Gefüge, sondern viele fürchteten zudem – vor allem nach Gründung des Deutschen Zollvereins 1834 und damit der Beseitigung der Zollgrenzen in Deutschland – den endgültigen wirtschaftlichen Ruin ihrer Heimat infolge der übermächtigen Konkurrenz des deutschen und europäischen Auslands. Mit Sorge beobachteten die Zeitgenossen hauptsächlich in den 40er Jahren, daß das soziale Gefüge ins Wanken geriet, freie Bauern und selbständige Handwerker nicht selten zu Fabrikarbeitern herabsanken, die zu Hungerlöhnen beschäftigt wurden.



*Im Februar 1980 vom Landtag beschlossen,
im September 1990 in Mannheim eröffnet*

150 Jahre später hat sich gerade eines der einst ärmsten Gebiete Württembergs, der mittlere Neckarraum, der nicht zuletzt aufgrund der dort herrschenden, die Güterzersplitterung begünstigenden Erbsitte, nämlich der Realteilung, die ihrerseits jedoch die Arbeitskräfte für die Fabriken erst «freistellte», vom Armenhaus zu einem prosperierenden wirtschaftlichen Zentrum entwickelt. High-Tech heißt die Zauberformel. Baden-Württemberg ein Paradebeispiel für den unaufhaltsamen, segensreichen Siegeszug von Technik und Industrialisierung? Es läßt sich nicht ganz von der Hand weisen, daß Ministerpräsident Hans Filbinger auch das Image des «Musterländles» und seiner damaligen Regierung im Auge hatte, als er am 6. Oktober 1977 anlässlich der Eröffnung einer Technologie-Ausstellung auf dem Stuttgarter Killesberg ein Landesmuseum für Technik erstmals von offizieller Seite ins Gespräch brachte. Nur drei Wochen später erbat das Staatsministerium von Prof. Dr. Armin Herrmann, Universität Stuttgart, ein Konzept für ein solches Vorhaben. Vorgedacht wurde also bereits unter der Regierung Filbinger. Lothar Späth erwies sich dem Gedanken seines Vorgängers dann als frisch gekürter Ministerpräsident äußerst aufgeschlossen. Unter seiner Ägide vollzog sich im Februar 1980 der parlamentarische Gründungsakt für das Museum: Der Landtag beschloß, Mannheim zum Standort des *Landesmuseums für Technik und Arbeit* zu machen.

Mit Mannheim hatten die Parlamentarier ohne Zweifel eine glückliche Wahl getroffen. Auch andere Städte waren als Standort im Gespräch gewesen, z. B. Stuttgart. Der Neckarhafen Mannheim jedoch verkörpert wie vielleicht keine andere Stadt des Landes den Aufstieg einer Gemeinde aus vorindustrieller Enge zur blühenden Industriestadt der Gegenwart. Esslingen, Heilbronn oder Ulm, alle ebenfalls frühe industrielle Zentren in Baden-Württemberg, rangieren diesbezüglich weit hinter der ehemaligen kurpfälzischen Residenz.

Mehr als zehn Jahre sollte es dann aber noch dauern, bis am 28. September 1990 der imposante Museumsbau der ambitionierten Berliner Architektin Ingeborg Kuhler auf dem Gelände des ehemaligen Mannheimer Maimarktes, den die Stadt unter erheblichem Kostenaufwand zu verlegen bereit war, unter Beisein von viel landespolitischer Prominenz eröffnet werden konnte. Mehrfach war zuvor der Eröffnungstermin verlegt worden. Nicht nur das ärgerlich lange Hin und Her um die Besetzung der Stelle des Museumsleiters – 1984 konnte schließlich



Postmoderne Architektur: Die Rampe der Raum-Zeit-Spirale hinunter zum Erdgeschoß.

Professor Lothar Suhling, als gelernter Maschinenbauer und promovierter Historiker glücklicherweise Praktiker und Theoretiker zugleich, als Direktor berufen werden – sowie andere personelle und konzeptionelle Querelen, sondern auch die spröde Technik selbst stellten die Museumsleute vor immer neue Probleme. Zieht man jedoch in Betracht, daß erst 1986 begonnen werden konnte, die als Theorie vorliegende Konzeption in die museale Realität umzusetzen, so wurde in Mannheim unter der Leitung von Privatdozent Dr. Rainer Wirtz in bemerkenswert kurzer Zeit Erstaunliches bewerkstelligt.

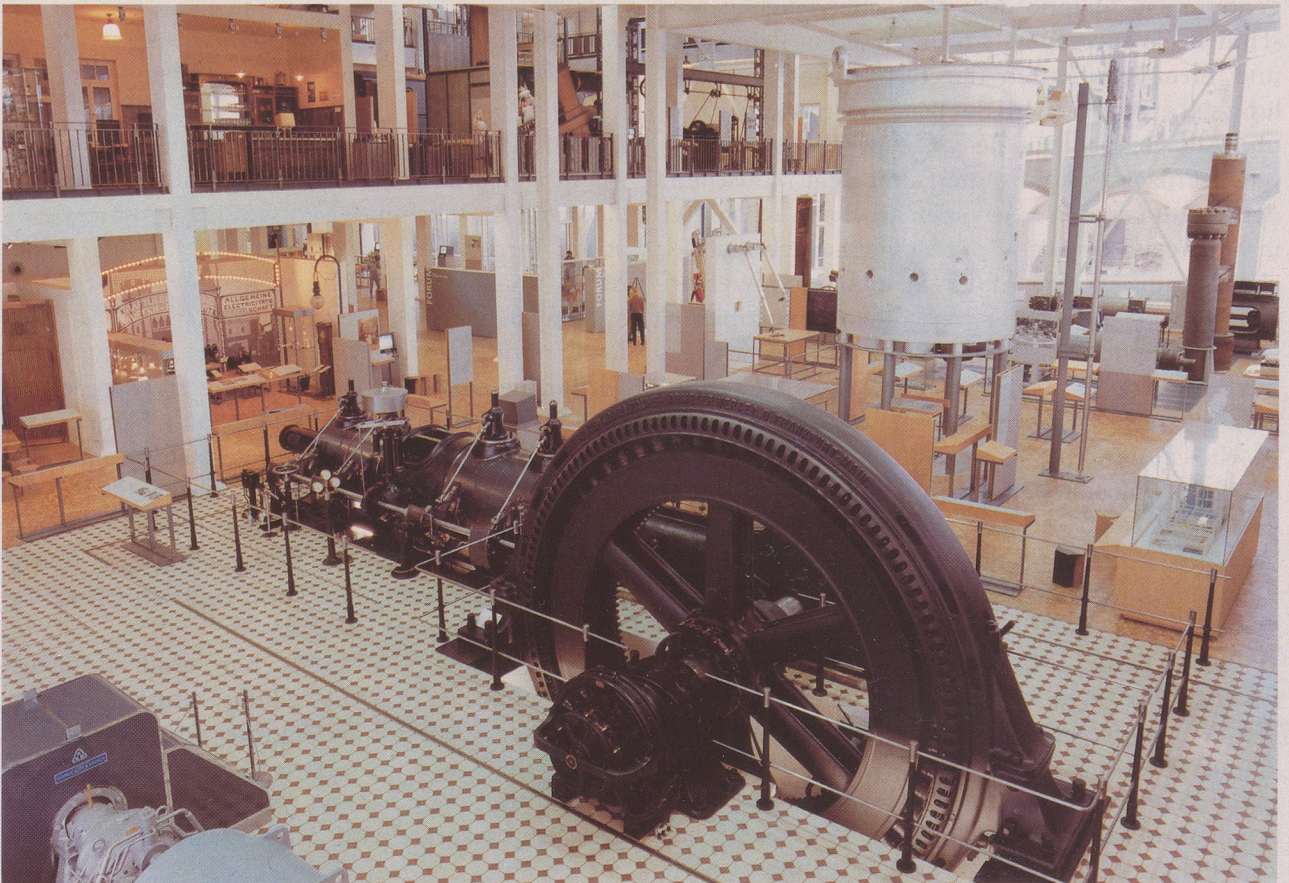
Fast 200 Meter langer, monumentaler Bau umschließt Raum-Zeit-Spirale vom Barock bis heute

Vom *weißen Schiff auf grünen Wogen* sprach Ingeborg Kuhler in Hinblick auf das von ihr konzipierte Museumsgebäude einmal. Weiß der mit Elbsandstein verkleidete Bau, grün das derzeit noch im Entstehen begriffene und später ebenfalls teilweise Ausstellungszwecken dienende Parkarrangement um das

Museum herum. Auch die Vision einer schiefen Ebene und des Hebearms als urtümliche, seit Jahrtausenden gebrauchte Werkzeuge, dazu Keil und Hammer, bemühte die Architektin als Metapher für den Bau. In der Tat erstreckt sich das fast 200 Meter lange, sowohl monumentale als äußerlich gefällige Bauwerk keilförmig entlang der Bundesautobahn Mannheim–Heidelberg und bildet zusammen mit dem benachbarten Planetarium der Stadt Mannheim gleichsam eine Verlängerung der alten Augusta-Anlage über die ehemalige östliche Bebauungsgrenze hinaus. Oft diagonal, schief, ja hängend verlaufen die Linien des Baues in verwirrender Gegenläufigkeit. Unübersehbar kippt die Baumasse, neigt sich das Schiff um 3,5 Grad nach Osten. Eine Fensterreihe, Lichtschlitze in der Fassade und der wintergartengleich vor die Fassade gefügte Trakt der Rampen, auf denen der Besucher von Stockwerk zu Stockwerk gleichsam gleiten soll, halten das Gebäude im Gleichgewicht. Statt des Hammers vermögen wir jedoch allenfalls einen Amboß in dem vielleicht nicht ganz glücklich mit dem Museumsbau kombinierten Anbau des Süddeutschen Rundfunks zu erkennen.

Die Konzeption einer «Raum-Zeit-Spirale» als Meta-

pher der von bescheidenen Anfängen ausgehenden, sich dynamisierenden und schließlich hyperbelhaft ins Unüberschaubare wachsenden technisch-industriellen Entwicklung bildet gleichsam das Rückgrat des *Landesmuseums für Technik und Arbeit*. Auf dieser Spirale, besser in ihr, mit ihr, soll der Besucher, so das Konzept, von einem bestimmten Zeitpunkt der Vergangenheit aus, dem vorindustriellen aufgeklärten Absolutismus nämlich, abwärtssteigen bis zum die Zukunft vorwegnehmenden High-Tech der Gegenwart. Ganz so konzis wie erdacht ließ sich diese Idee freilich nicht in die museale Realität umsetzen. Nicht nur die Themen, etwa das Problem der zeitlichen Verdichtung in Epochen technischer und gesellschaftlicher Entwicklungsschübe oder die zeitlichen Verschränkungen, die Gleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeiten, ließen sich in der Spirale, die man sich ohnehin als undenkbares, nur mathematisch zu erfassendes, vierdimensionales Raum-Zeit-Konstrukt vorzustellen hat, nur ungenügend darstellen. Auch das kantige postmoderne Gebäude Ingeborg Kuhlers sträubt sich gegen den vom Guggenheim-Museum in New York oder dem Vatikanischen Museum her bekannten Spiral-Gedanken. Wie im Gleichnis von



Blick in das Mannheimer Landesmuseum für Technik und Arbeit und zugleich in die Gegenwart: Übergangslos stehen Dampfmaschine, Kernreaktor und Ammoniaksynthese nebeneinander.

Hase und Igel waren nämlich der Bau und die – wie man hört oft wenig entgegenkommende – Architektin, der vom Bauträger erhebliche Mitwirkungsrechte eingeräumt worden waren, stets zuerst da und den Museumsleuten immer um Nasenlänge voraus. Das Museum hatte sich dem Bau, der Inhalt der Gestalt unterzuordnen.

Die Darstellung der Sozialgeschichte ist schwierig in dem Prachtbau

Die unter solch ungewöhnlichen Umständen schließlich erzielte Gestalt des *Landesmuseums für Technik und Arbeit* darf als vergleichsweise gelungen gelten. Die Museumsleute konnten sich mit dem Bau arrangieren, vermochten dessen Dominanz oft sogar in die Präsentation der Ausstellung einzubinden. Die Gestalter des Museums widerstanden der Versuchung, dem auf seine Weise faszinierenden Bau ein anderes unzweifelhaftes Faszinosum, die Technik, einfach an die Seite zu stellen, also die Wirkung des einen durch die Ausstrahlung des anderen zu potenzieren. Der «Technik», der Mechanik mit den oftmals auch ästhetisch schönen Wunderwerken der Moderne, stellt das Museum die soziale Realität der «Arbeit» gegenüber, also die in Dienst genommene Materie dem Menschen. Neben Maschinen, Werkzeugen sowie anderen Requisiten und Errungenschaften der technischen Entwicklung seit etwa 1750 wird der Besucher mit der Sozial- und Alltagsgeschichte des angesprochenen historischen Prozesses konfrontiert: Mit dem Menschen, der mit und an den Maschinen arbeitete, teils unter ihrem Siegeszug litt, wie etwa viele durch die Mechanisierung verarmenden kleinen Handwerker, teils sich an und durch Maschinen emanzipierte, wie jene armen Bauern und Tagelöhner, die sich von der Scholle lösen und in die Fabrik ziehen konnten. Denn auch im 19. Jahrhundert galt – auf lange Sicht gesehen zumindest –, daß Stadtluft frei machte, geistig frei nämlich in der Anonymität der Moderne. Gerade der Darstellung von Sozialgeschichte jedoch bietet der Prachtbau Ingeborg Kuhlers nicht unbedingt ein adäquates Ambiente. In diesem Bereich stoßen sich Architektur und musealer Vermittlungswille. Zur Verdeutlichung: Die teilvergoldeten gußeisernen Säulen aus dem ehemaligen, 1896 eröffneten Neubau des Württembergischen Landesgewerbemuseums in Stuttgart, die sehr einfühlend den Rahmen abgeben für eine der staatlichen Wirtschaftsförderung des 19. Jahrhunderts gewidmete Ausstellungseinheit – Maßvereinheitlichung, polytechnische Schulen, Landes-, Gewerbe- und Industrieausstellungen, die Fabrikinspektion seit 1878

und die landwirtschaftliche Hochschule in Hohenheim –, diese Säulen gehen eine harmonische, fast symbiotische Verbindung mit der anspruchsvollen modernen Architektur ein. In den neoklassizistischen Säulen und in der postmodernen Halle scheint über hundert Jahre hinweg ein engverbundener Gestaltungswille gewirkt zu haben. Fehl am Platze, wie verloren wirkt hingegen die gewiß nicht kleinformatige Hinterhoffassade aus einem Mannheimer Arbeiterviertel der Gründerzeit samt rekonstruierter Einrichtung der 20er Jahre. Vermag der Bau die Ausstrahlung der gründerzeitlichen Repräsentativarchitektur zu unterstreichen, so drängt er die Zeugnisse der Arbeiterkultur hingegen in eine Statistenrolle. Das majestätische Schiff, um Ingeborg Kuhlers Vergleich aufzugreifen, stampft zwar im summend-leisen Rhythmus der riesigen mattschwarzen Dampfmaschine im Erdgeschoß, doch der sie bedienende Prolet gerät zur verschwindend kleinen Größe. Mit diesem Handikap wird das *Landesmuseum für Technik und Arbeit* leben müssen. Wie vergleichsweise einfach haben es da etwa die Freilichtmuseen oder die in restaurierten Industriedenkmalern eingerichteten technischen Museen, wo Gestalt und Inhalt sich nicht antithetisch, sondern additiv zu einem Ganzen fügen.

Wirtschaft und Wissenschaft der Aufklärung, räumlich und zeitlich verortet in Mannheim

Doch folgen wir der musealen Raum-Zeit-Spirale. Mannheim war anders als viele spätere Industriestädte im 18. Jahrhundert Residenz, Sitz eines deutschen Territorialherrn. An den Fürstenhöfen wurden damals wichtige Grundlagen gelegt für die spätere Industrialisierung Deutschlands. Nicht zuletzt mit dem eigennützigen Ziel, neue Finanzquellen für die aufwendige Hofhaltung zu erschließen, förderten kleine und große Potentaten Künste und Wissenschaften, unterstützten die Reformpläne der Physiokraten oder gründeten im merkantilistischen Zeitalter Manufakturen für Luxusgüter in der Erwartung, auf diese Weise den «nationalen» Reichtum im Lande zu behalten und zugleich vom Ausland unabhängig zu werden.

In Mannheim wird der Besucher behutsam in das Generalthema der Ausstellung eingeführt. Ein nachgebildetes barockes Stadttor und eine mobile Kulisse, ein Papiertheater wie es im Rokoko für Freilichtaufführungen benutzt wurde, bilden gleichsam die Zeitgrenze zwischen Gegenwart und Vergan-

Natur und Technik in fast idyllischer Verbindung: Plakatwerbung um 1905.

HOHENZOLLERISCHE LANDESBAHNEN



hohenzoller mit hechingen.

Schmauk
H. T. K. 1911

Sigmaringen - Gammertingen - Hechingen - Haigerloch - Eyach.
Sigmaringendorf - Hanfental - Gammertingen - Kleinengstingen.

genheit. Wir befinden uns im höfischen Mannheim um 1750. Noch ist wenig von Industrialisierung und dem neuen Zeittakt der Zukunft zu verspüren, Technik und Arbeit verlaufen noch in traditionellen, überschaubaren Bahnen. Schlaglichtartig kündigt sich zwischen Barock- und Rokokodekor jedoch die Moderne an: Eine Enzyklopädie, ein Modell der kurpfälzischen Manufakturstadt Frankenthal samt dort hergestellter Fayence etwa oder die feinmechanischen, vor allem astronomischen Instrumente des in kurfürstlichen Diensten stehenden Jesuiten, Mathematikers, Physikers und Astronomen Christian Mayer. Überschaubar, abgeschlossen auch der Ausstellungsraum. Der Blick in die Zukunft, die einer anderen Wirtschaftsform gehören wird, ist noch versagt.

Ein grandioser Auftakt, gewiß. Bereits in dieser ersten Abteilung fällt die räumliche und zeitliche Verortung des behandelten Themas auf: Handlungsort ist das barocke Mannheim, das Thema *Wirtschaft, Wissenschaft und Technik im Zeitalter der Aufklärung*. Das Verorten von Geschichte, hier technischer und wirtschaftlicher Entwicklungen, gehört zu den wichtigsten, auch sonst im Hause allenthalben wiederzufindenden konzeptionellen Prinzipien des

Landesmuseums für Technik und Arbeit. Und erstmals tritt uns auch Herr Eisele entgegen. Herr Eisele ist aus Pappmasché, spricht aber nichtsdestoweniger honoratiorenschwäbisch und befindet sich auf einer Zeitreise. Wer sich der sympathischen, stets in direkter Nachbarschaft zu einem Bildschirm befindlichen Figur nähert, setzt automatisch einen Videorecorder in Gang. Der Zeitreisende Eisele führt dann humorvoll und teilweise ironisch in die angesprochenen Epochen ein. Bis die angekündigte Verschattung des Gebäudes, der in der Planung nicht genügend beachtete, dringend erforderliche Licht- und Sonnenschutz vor den großen Fensterflächen installiert ist, so lange wird der Besucher allerdings aufgrund der allgegenwärtigen Blendeffekte auf den Videobildschirmen oft nur sich selbst, sein Spiegelbild nämlich, erkennen können.

Audiovisuelle Medien spielen eine große Rolle im pädagogischen Konzept des jungen Museums – bis hin zur Vorführung von Stummfilmen im eigenen Lichtspieltheater, untermalt von einer originalen Filmorgel der 20er Jahre. Die Zeitreisen des Herrn Eisele vermitteln Wissen eher spielerisch. Daneben informieren weitere Videofilme sowie – ganz authentisch – Tonbandaufnahmen von Interviews mit



«Herr Eisele» spricht honoratiorenschwäbisch und lädt die Besucher zur Zeitreise ein.



Natur und Arbeit: Der Dreschflügel, den der Bub in der Hand hält, ist durch die Maschine überflüssig geworden. Plakat der Mannheimer Dreschmaschinenfabrik Heinrich Lanz, um 1910.

Zeitzeugen ausführlich über spezielle, in den einzelnen Abteilungen gezeigte Maschinen, Arbeitsabläufe, Produktionsprozesse; aber auch über die Geschichte ganzer Industriezweige, wie etwa der modernen Endlospapierherstellung, die im Vormärz die Gebrüder Rauch und der Fabrikant Gustav Schaeuffelen im deutschen Südwesten, nämlich in Heilbronn, heimisch machten.

Über eine Rampe hinunter ins nächste Stockwerk und in die Epoche der Frühindustrialisierung

Doch diese Ausstellungseinheit gehört bereits einer anderen Zeit an. Über eine Rampe sind wir aus dem Barock ein Stockwerk tiefer gelangt, wo uns die nächste Epoche, die Zeit der Frühindustrialisierung, der Übergang von der handwerklichen zur maschinellen Produktion erwartet. Zu einer jüngeren, uns näher liegenden Epoche hinabsteigen? Ein seltsamer Gedanke, begreifen wir das Fortschreiten

der Zeit doch in aller Regel als aufsteigende Bewegung. Praktische Erwägungen der Museumsgestalter zwingen den Besucher, hier umzudenken. Zum einen ließen es statische Überlegungen angeraten erscheinen, die großen und schweren Maschinen des späten 19. und des 20. Jahrhunderts im Erdgeschoß aufzustellen. Nicht minder relevant für die Entscheidung, die Besucher mit dem Aufzug in den obersten Stock zu befördern, um sie dort den Rundgang beginnen zu lassen, war die Einsicht, daß beim Gang nach unten der Besucher ohne größere Kraftanstrengung gleichsam mühelos und wie selbstverständlich an den Exponaten vorbeigeführt wird. Nicht per aspera das Museum, das Thema erarbeiten, sondern flanierend und genießend konsumieren, so ließe sich das die Rezeptions- und Freizeitgewohnheiten des modernen Publikums respektierende Konzept des Museums umschreiben. Nach diesem – zeitlich gesehen – Abstieg nach oben, vom Ancien Régime aus vorbei an Inszenierungen



Die «Königlich Württembergische Staatseisenbahn» fährt ins Freie.

zur Französischen Revolution und der napoleonischen Ära mit ihren emanzipatorischen, aber auch kriegerisch-desaströsen Auswirkungen auf Südwestdeutschland, erwartet den Besucher das Rattern, Pfeifen und Zischen der Moderne. Nach dem ruhigen, ja statischen Ambiente des Barock nun plötzlich allenthalben Unruhe, Bewegung und Lärm. Die Technik in Bewegung zu setzen, die ausgestellten Maschinen auch in Betrieb zu nehmen, sofern nicht gewichtige konservatorische Gründe dagegensprechen, ist ein vorrangiges Anliegen des Museums. Das *Landesmuseum für Technik und Arbeit* ist ein «arbeitendes Museum». Wo immer möglich werden Produktionsprozesse dem Besucher leibhaftig vorgeführt. Fast ein Dutzend ausgebildete Handwerks- und Technikmeister sind speziell angestellt, um zu festgesetzten Zeiten – für angemeldete Gruppen auch mal außer der Reihe – Techniken und Produktionsabläufe der alten Metiers vorzuführen und so das Wissen um sie vor dem endgültigen Vergessen zu bewahren.

Dreimal täglich fährt die Tenderlokomotive von 1896 aus dem Museum ins Freigelände

Von nun an begleitet die Betriebsamkeit des modernen Zeitalters den jäh der Beschaulichkeit vorindustrieller Zeiten entrissenen Flaneur. Die Horizonte weiten sich, Inszenierungen und Arrangements werden offener, kühne Ein- und Ausblicke – Durch-

blicke im eigentlichen Sinne – tun sich auf. Das *Landesmuseum für Technik und Arbeit* verzichtet weitgehend auf räumlich klar abgegrenzte, geschlossene Einheiten. Der transparente, allerorts vom Sonnenlicht durchflutete postmoderne Bau hätte solche auch kaum zugelassen. Eine aus der Not geborene Tugend also? Das Konzept sei als Metapher für die Gleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeiten zu begreifen, so ist in Mannheim zu hören. Die Arbeiterwohnungen seien eben hundert Jahre lang bewohnt gewesen, die Baumwollspinnerei und Maschinenweberei aus Elzach im Schwarzwald – an der übrigens auch die industrialisierungsfördernde Wirkung des Deutschen Zollvereins exemplifiziert wird – habe im wesentlichen mit ein und denselben Maschinen von 1876 bis lange in die Nachkriegszeit hinein produziert. Und somit sei die optische Nachbarschaft dieser beiden – und anderer! – Einheiten, sei die so erzielte Amalgamierung der Inhalte nur folgerichtig.

Schon wahr! Nur kann Vielfalt, kann gnadenlose Transparenz auch verwirrend wirken. So auf die Besucher – die ja in aller Regel Laien und nicht vom Fach sind –, denen in der Abteilung *Vom Hausgewerbe zur Textilfabrik*, an die sie zunächst von hinten und unvermittelt, ohne weitere Erläuterungen herangeführt werden, ein durch starkes Gegenlicht scherenschnittartig ausfallender Einblick in eine vorindustrielle Hausweberei gewährt wird. Einen ähnlichen Eindruck kulissenhafter Distanz wird

verspüren, wer – derzeit ebenfalls noch nicht durch Schrifttafeln unterstützt – von im eigentlichen Sinne hoher Warte aus in die Arbeiterwohnung der 20er Jahre wie in ein Puppenhaus hinunterschaut. In der *Großstadt im Industriezeitalter* und jener benachbarten, der Eisenbahn gewidmeten Abteilung verdichtet sich die Ausstellung wieder zu einer kompakteren, die Jahrzehnte um 1900 ansprechenden Einheit. In der inszenierten Großstadtstraße mit Pferdebahn, Fahrrad und einer Dame im modischen Look der Jahrhundertwende betreten wir wieder den festeren Grund traditioneller – und doch phantasievoller – musealer Präsentation. Auf dieser Ebene findet sich auch das Problempaar *Technischer Fortschritt und soziale Frage* behandelt. Der Bahnhof, von dem dreimal täglich die penibel restaurierte, 1896 in Esslingen gefertigte Tenderlokomotive *Eschenau* der ehemaligen *Königlich-württembergischen Staatseisenbahnen* mit ihrem Eisenbahnwagen der 4. (Holzbank-)Klasse quer durch das Gebäude hinaus auf das Freigelände fährt, und als weitere Attraktion eine bewirtschaftete Arbeiterkneipe bilden den Dekor für die Darstellung proletarischer Sozialgeschichte, nämlich der Arbeiterkultur und ihrer politischen Organisationen am Beispiel des «Roten Esslingen»: eine nachgestellte Halle der Maschinenfabrik Esslingen etwa, Traditionsfahnen der Arbeiterbewegung, Fotos und Texte zur gewerkschaftlichen Organisation der Esslinger Arbeiter 1882–1907



«Carmen», die einzige in größerer Stückzahl in Baden-Württemberg gefertigte Schreibmaschine.

oder auch die Frage der bismarckschen Sozialversicherung. Der Torso eines Odenwälder Tagelöhnerhauses thematisiert – derzeit noch etwas zögernd, die Inszenierung bedarf des weiteren Ausbaus – die

mit der Industrialisierung verbundene Wanderbewegung vom Land in die Städte sowie deren soziale und kulturelle Folgen – bis hin zur Auswanderung in die Neue Welt. Ganz besonders in dieser Abteilung wird der Anspruch des Museums konkret, Technik nicht zum Fetisch zu erheben, sondern in ihr materiell gewordenen, allumfassenden sozialen Wandel zu sehen; ein Prozeß, dessen Ende nicht abzusehen und in den – über eine letzte Rampe zu erreichen – die Gegenwart eingebunden ist.



Im Erdgeschoß erreicht die Spirale die Gegenwart – Frage nach Nutzen und Gefahr der Technik

Im Erdgeschoß, nun im 20. Jahrhundert, endet die Raum-Zeit-Spirale oder besser, sie fächert sich auf, verliert sich in der Zukunft. Ohne Zweifel befinden sich im Parterre des Museums dessen materielle Glanzlichter: etwa die Dampfmaschine der Maschinenfabrik Esslingen, der – erst kürzlich vom hochbetagten einstigen Erfinder durchgeführte – Nachbau des 1929 konstruierten und von Fritz von Opel der Öffentlichkeit auf «Sensationsflügen» vorgestellten ersten Raketenflugzeugs der Welt, der Forschungsreaktor aus Karlsruhe, verschiedene Motorfahrzeuge – nicht nur aus Cannstatt – sowie ein «Reinst-Raum» der Computerchip-Herstellung. Technik und Arbeitsprozesse sind plötzlich ganz nahe, seltsam bekannt. Die in der Geschichte liegende Distanzierungsmöglichkeit entfällt, je näher wir der Gegenwart, das heißt uns selbst, kommen. Der Mensch als Produkt seiner Umwelt, die Umwelt als Produkt des Menschen. *Das Landesmuseum für Technik und Arbeit* entzieht sich der in dieser Dialektik verborgenen Verantwortung nicht; das Museum wird politisch, es faßt heiße Eisen an und wirft Fragen auf. Das Ende des Faszinosums Technik? Viele Zeitgenossen stehen der technischen Entwicklung heute kritisch gegenüber. In Mannheim will man in

diese derzeit auf vielen gesellschaftlichen Ebenen geführte Diskussion eingreifen, ohne eindeutig für die eine oder andere Seite Partei zu ergreifen. Doch seit Tschernobyl, so explizit eine Schrifttafel, könne man über die von der modernen Technik ausgehenden Gefahren nicht mehr hinwegsehen.

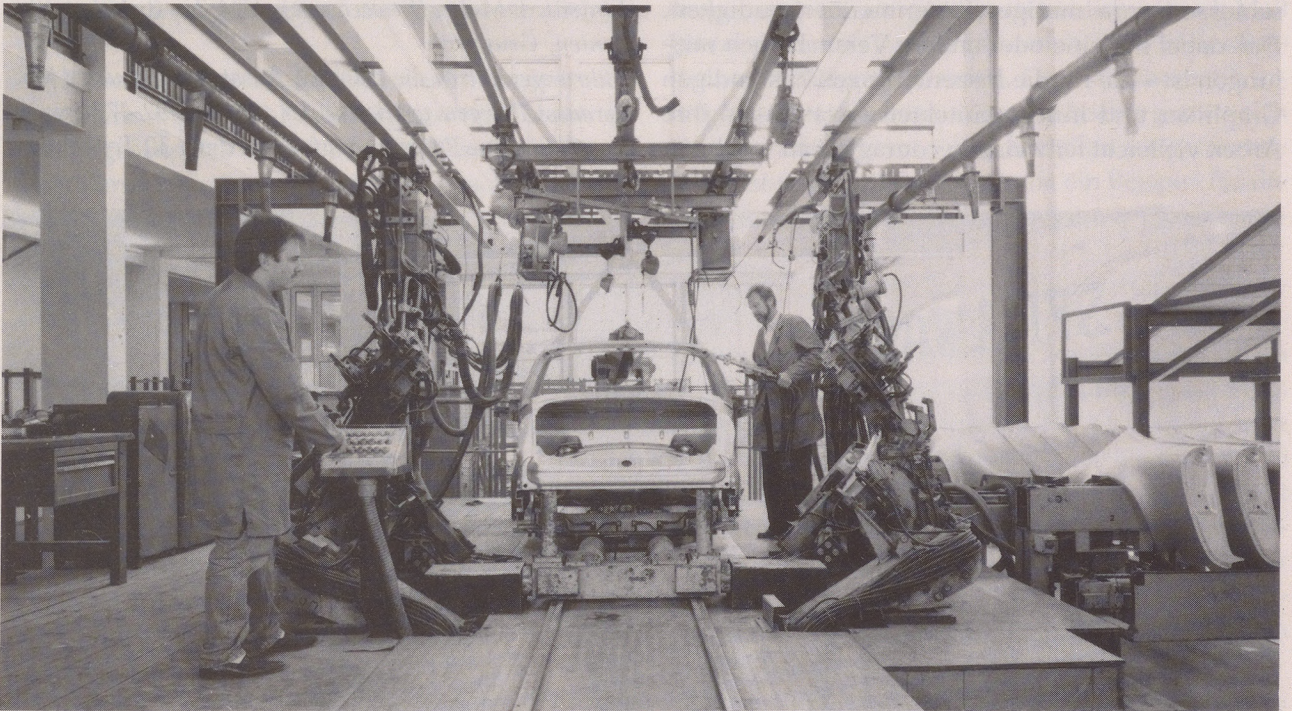
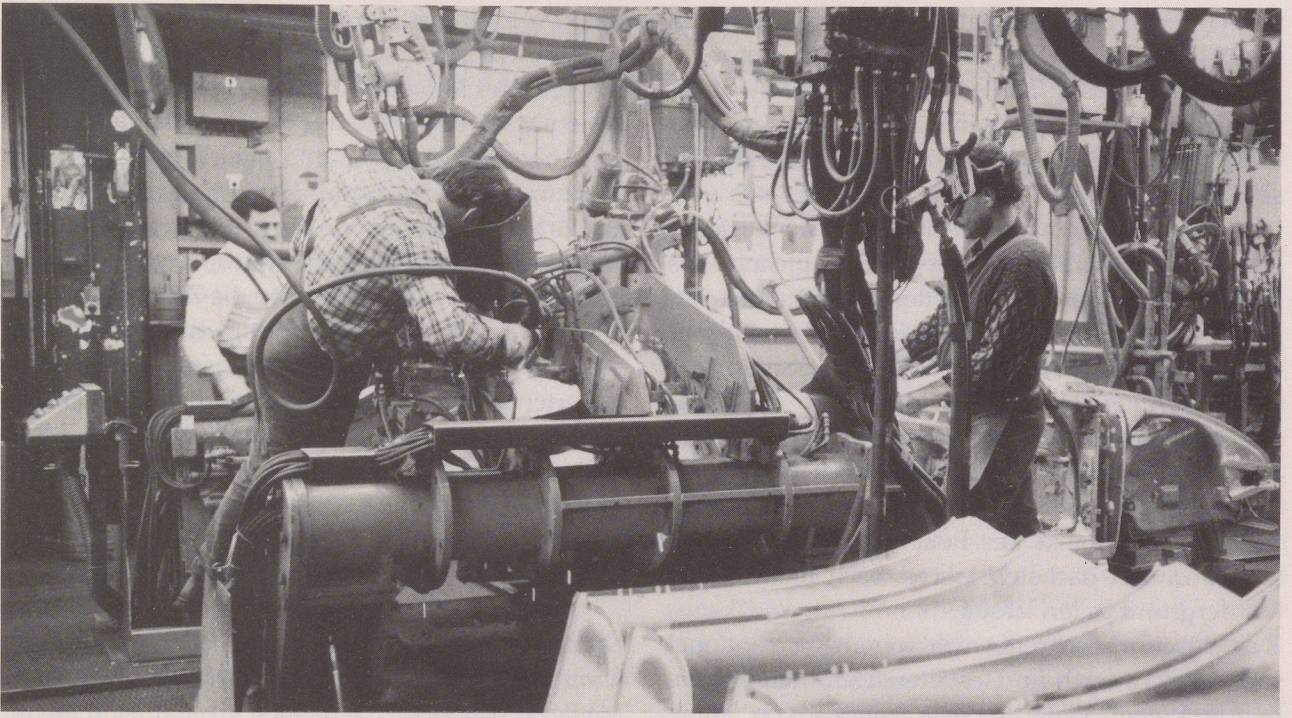
Am Beispiel der Ammoniaksynthese etwa wird die Ambivalenz technisch-wissenschaftlicher Rationalität thematisiert: Die um 1911 von Fritz Haber entdeckte und von Carl Bosch bei der BASF in Ludwigshafen erstmals profitabel durchgeführte Ammoniaksynthese bildete die Voraussetzung einerseits für die Herstellung von Stickstoff-Kunstdünger, andererseits für die Salpeterproduktion, mit der die gräßlichen Materialschlachten des Ersten Weltkrieges erst möglich wurden. Die Gefahren der Atomenergie und die Vernichtung, die von ihrer militärischen Nutzung ausgehen kann, werden in der Ausstellung um den bereits erwähnten Karlsruher Forschungsreaktor angesprochen, die Frage der Umweltverschmutzung durch ungehemmte Motorisierung am Beispiel des Automobilbaus. Die Rationalisierung im Büro erfährt als radikaler Wandel einer Arbeitswelt eine durchaus kritische Beleuchtung: Vom Prinzipalbüro alter Prägung, wo der Buchhalter mit Ärmelschonern am Stehpult unter den Augen des gestrengen Herrn Prinzipals endlos Zahlenkolonnen notierte, zur entfremdeten Bildschirmarbeit im Großraumbüro. Gleichsam am Schluß und – wenn dieser Vergleich erlaubt ist – mit einem Bein schon in der Zukunft stehen eine CNC (= Computerized Numerical Control)-Drehmaschine sowie ein autotür-schweißender Arbeitsroboter aus Wolfsburg und damit die Frage: Sieht so der industrielle Arbeitsplatz, sieht so der Facharbeiter der Zukunft aus?

Mit der Raum-Zeit-Spirale geht eine thematische Umgewichtung einher. Je mehr wir uns der Gegenwart nähern, um so mehr verlagert sich der museale Schwerpunkt von einer konservierenden, historisch-berichtenden Präsentation, also von der Frage nach der Welt, aus der wir kommen, hin zu einer Mitarbeit, ja ideell wie materiell Engagement erreichenden Erlebnisraum, und damit hin zu einer aktiven Auseinandersetzung mit der Frage der Veränderbarkeit dieser Welt, in der wir leben. So wenig sich der auch nur mäßig aufmerksame Besucher der Stringenz des angebotenen Rundgangs zu Beginn der Ausstellung entziehen kann, so schwer jedoch wird selbst dem sensibilisierten und motivierten Betrachter die Rezeption der dem 20. Jahrhundert gewidmeten Abteilungen fallen. Die bis dahin verfolgte historische Orientierung soll bewußt aufgelöst werden, befinden wir uns doch in «unserer»

Welt, in der Gegenwart. Doch die vormalig berechtigt kühnen Ein- und Durchblicke geraten hier zum verwirrenden Amalgam, die Ausstellungseinheiten zerfließen förmlich ineinander, da trennende Elemente zwischen ihnen weitgehend fehlen. Solange die Besucher nicht wenigstens auf einem vom Museum vorzuschlagenden oder im eigentlichen Wortsinne vorgezeichneten Weg, also durch Hinweisschilder oder Wegmarken, durch die Masse der zeitgeschichtlichen Eindrücke geschleust werden, so lange werden sie, ohnehin ermattet vom bisher aufgenommenen Stoff, sich orientierungslos von Teilaspekt zu Teilaspekt, von Exponat zu Exponat schiebend, immer wieder zwischen den Themen wechselnd, vor lauter Bäumen den Wald nicht finden können. Auch eine deutlichere, sinnvollere Abfolge der textlichen Erläuterungen wäre auf dieser Ebene sehr wünschenswert.

Stoff und Anregungen für mehrere Besuche im Museum

Einrichtungen wie das Mannheimer Museum leiden unter bestimmten museumspädagogischen Eigenesetzlichkeiten. Von Anbeginn lag eines der zentralen Probleme des *Landesmuseums für Technik und Arbeit* in seiner Größe: der Wucht des Baus, der Ausdehnung der Räume, der Exponatfülle, der wahrhaft das ganze soziale Leben umfassenden Thematik. Das Thema «Technik und Arbeit» in einem einzigen Besuch und ein für allemal abzuhaaken, kann und will nicht Ziel des Museums sein. Wer zu lange in der Ausstellung verweilt, der wird von der Moderne gleichsam erschlagen. Es ist durchaus möglich, daß nach einem sich notwendigerweise über mehrere Stunden hinziehenden ersten Durchgang der Eindruck des inneren Chaos zurückbleibt, des Unvermögens, das Gezeigte zu erfassen und zu verarbeiten. Aber der Besucher soll ja wiederkommen, das nächste Mal andere und neue Aspekte entdecken oder Gesehenes vertiefen. Nur, weiß das der Erstbesucher, wenn er mit dem Aufzug zum Ausstellungsrundgang hinauffährt? Hier wären einführende Hinweise sicher hilfreich. In Mannheim weiß man um diese Probleme. Wer sich etwa einer der vielen vom Museum angebotenen Führungen anschließt, der wird gezielter durch die Ausstellung geschleust und damit besser informiert. Das *Landesmuseum für Technik und Arbeit* ist auf selektives Erfassen angelegt, also nicht auf ein lineares Abschreiten der im wesentlichen chronologischen Ausstellung, sondern auf thematische Längsschnitte, die in der Tat phantastische Möglichkeiten eröffnen. So könnte man sich vorstellen,



Fließbandarbeit bei Porsche Mitte der 80er-Jahre (oben), nachgestellt im Landesmuseum (unten).

durch die Vielfalt der Abteilungen unter ganz verschiedenen Blickwinkeln geführt zu werden. Etwa unter spezieller Berücksichtigung der Entdeckung und Weiterentwicklung maschineller Antriebssysteme oder des Siegeszugs der modernen Energiegewinnung: vom hölzernen Tretrad zur Solarenergie. Aber auch zu sozialen Themen wie «Frauenarbeit vom Barock bis heute» oder nach dem Ausdruck von «Macht- und Herrschaftsverhältnissen in Technik und Arbeit». Der Phantasie sind hier keine

Grenzen gesetzt. Warum aber diese Führungen nicht auch als selbstführende Rundgänge konzipieren? Nicht jeder Besucher möchte im Pulk von einem noch so kompetenten und geschulten Museumsmitarbeiter am Gängelband geführt werden. Als Voraussetzung für individuelle Entdeckungsreisen bedarf es allerdings noch vieler weiterer Texttafeln und spezieller Leporellos, die vom Museum ohnehin geplant sind. Diesbezügliche Lücken sind nicht zuletzt auf den von den Politikern geforder-

ten, vielleicht einige Monate zu früh erfolgten Eröffnungstermin im letzten Herbst zurückzuführen.

Das *Landesmuseum für Technik und Arbeit* stellt unzweifelhaft einen Giganten dar in der baden-württembergischen Museumslandschaft – und entpuppt sich bei genauerem Hinsehen als ein Exot, der auch im internationalen Vergleich durchaus bestehen kann. Das Überführen einer geschichtlichen Ausstellung in Fragen zu aktuellen, technischen und gesellschaftspolitischen Entwicklungen darf als außergewöhnlich gelten und erscheint geradezu als Verkörperung fachhistorischen und musealen Selbstverständnisses. Wechselnde Sonderausstellungen, 1991 etwa zur Problematik der die Arbeiter besonders belastenden «Kontischicht», werden gerade diesen Aspekt des neuen Mannheimer Museums in den nächsten Jahren noch mehr in den Vordergrund treten lassen.

Das Museum beschreitet nicht nur im Konzeptionellen, sondern auch im Gestalterischen neue, aufregende Wege. Viele Aspekte zeugen von aufgeschlossener, ja mutiger Experimentierfreudigkeit. Daß dabei der eine oder andere Versuch auch mißlungen ist – die für die Inszenierungen zuständigen Graphiker und Innenarchitekten etwa gingen ihre Arbeit vielleicht teilweise zu couragiert an –, schmälert

den exzeptionellen Wert des Mannheimer Museums nicht. Auch wenn die Realisierung des zweiten Teils des Museums – Ingeborg Kuhlers 135-Millionen-Mark-Bau sollte nur den Auftakt darstellen – wohl noch sehr lange – und vielleicht ewig – auf sich warten lassen wird, ist das *Landesmuseum für Technik und Arbeit* als gelungener Wurf zu bezeichnen. Man wird gespannt sein dürfen, welche Veränderungen im Detail, aber auch im Großen die Zukunft bringen wird, denn nichts sei endgültig, die Präsentation stets im Fließen. Zumindest Interessantes wird man erwarten dürfen; nicht zuletzt die etwa 120 Planstellen und der Jahresetat von rund 17 Millionen Mark stehen für diese Annahme.

Landesmuseum für Technik und Arbeit, Mannheim

Öffnungszeiten:

Dienstag–Sonntag 10–17 Uhr, Mittwoch 10–20 Uhr, Montag geschlossen.

Eintritt: DM 4.– (Erwachsene), DM 2.– (Schüler, Studenten, Gruppen).

Führungen durch die ständige Ausstellung und zu Sonderausstellungen werden unter (0621) 292-4730 angenommen. Eine Führung umfaßt maximal 30 Teilnehmer.



In Szene gesetzt: Die Welt der Großstadt um 1900.